In China interniert

Der Untergang von S. 90. Bei der Belagerung von Tsingtau. Die Strapazen der Besatzung eines Torpedoboots.

Das erste deutsche Hochsee-Torpedoboot mit drei Geschützen von 5,5 Kaliber, zwei Maschinengewehren und als Hauptwaffe drei Torpedoausstoßrohre zusammen mit fünf Torpedos zu 45 Zentimeter. S. 90 war ein altes Boot und sollte im Oktober vorigen Jahres außer Dienst gestellt werden. Es wackelte schon an allen Kanten, aber es hat trotzdem bei der Belagerung von Tsingtau seine Pflicht getan. S. 90 hatte hierbei sieben Gefecht und einen nächtlichen Angriff zu verzeichnen. Das Gefecht war am 22. August von 6:30 bis 7 Uhr. S. 90 hatte die Aufgabe, vor Tsingtau aufzuklären, währenddem der Minenleger Lautung die Sperren vor Tsingtau legte. Um 6.20 Uhr bemerkte der Kommandant am Horizont Rauchwolken. Es stellte sich heraus, daß es zwei englische Torpedobootzerstörer waren und ein Kreuzer, der sofort versuchte, uns den Weg nach Tsingtau abzuschneiden. Unser Kommandant mußte so schnell wie möglich zurückfahren, damit der Minendampfer nicht überrascht werde. Einer der Zerstörer folgte uns. Der Zerstörer feuerte wie besessen auf uns mit seinen vier Kanonen, Kaliber 7,6. Wir konnten nur immer mit zwei Geschützen feuern. Es war vielleicht nach 15 Minuten, als wir unsern Feind ganz in Rauch gehüllt sahen. Aber das dauerte nicht lange und bald feuerte er wieder auf uns. Um 7 Uhr drehte er plötzlich bei und legte sich etwas auf die Seite. Wir mußten also wieder einen Treffer haben. Erst wollte unser Kommandant noch einen Angriff wagen, aber da wären wir direkt dem Kreuzer in die Arme gelaufen. Wir fuhren daher nach Tsingtau zurück und erfuhren später, daß wir es mit dem Zerstörer Kemmet zu tun hatten, der völlig kampfunfähig geworden war. Sechs Verwundete und vier Tote hatte der Engländer zu verzeichnen, während auf unserer Seite kein Schaden angerichtet worden war.

Sprengung des Boots

Es war am 12. Oktober. Wir hatten alle Punkten voll Kohlen, Proviant und Munition, kurzum, wir mußten alles klar machen, als ob wir eine große Reise unternehmen wollten. Abends 8 Uhr fuhren wir hinaus auf die hohe See. Unsere Aufgabe war, durch das japanische Blockadegeschwader unbemerkt hindurchzukommen. Abgeblendet und rauchlos gelang uns dies auch. Unsere zweite Aufgabe war, ein Schiff zu suchen, so daß wir unsere Torpedos — Alles stand klar an den Geschützen und den Ausfuhrrohren — anbringen konnten. So viel wir auch in die Nacht spähten, nirgends konnten wir einen Kreuzer entdecken. Es war schon 12 Uhr, da auf einmal, wie hervorgezaubert, plätschert ein japanischer Kreuzer seitwärts von S 90 herum. Ehe der Angriff gemacht wurde, fuhr der Kommandant im großen Bogen einige Male um den Kreuzer herum. Es war gerade 1 Uhr nachts, da kam das Kommando zum Feuern. In spitzen Winkel schoß S 90 auf den Feind los und dann ein schauerlicher Ton aus der Hupe des Kommandanten, ein Zischen, und der erste Torpedo war hinaus. Stoßweise kam noch einmal der Ton, wieder ein Zischen und der zweite Torpedo klatschte ins Wasser. Erst als der dritte abgeschossen war, hörten wir von dem Kreuzer ein Trompetensignal und inmitten des langgezogenen Tones einen dumpfen Krach. Eine hohe Feuersäule schoß aus dem Schiff und in den nächsten fünf Minuten war der Kreuzer von der Wasserfläche verschwunden.

Wir wollten hierauf mit voller Kraft auf Schanghai zuhalten, da uns der Weg nach Tsingtau durch die Blockade-Linie verlegt war. Die Zerstörer verfolgten uns und beleuchteten mit Scheinwerfern die See, ohne uns zu finden. Da unser Boot nur mit 16 bis 17 Meilen Geschwindigkeit lief, konnten wir auch nicht mehr nach Schanghai, das 18 Meilen entfernt war, gehen, weil sie uns in einem solchen Falle gekapert hätten. Deshalb entschloß sich unser Kommandant S 90 zu sprengen. Wir fuhren an der chinesischen Küste entlang, bis das Kommando kam: „Alle Mann an Land!" Ehe wir von Bord gingen, hielt der Kommandant eine Ansprache, die er mit drei Hurrahs auf den Kaiser schloß. Kaum hatten wir das Land erreicht, da ertönte ein lauter Krach und von S 90 war nichts mehr zu sehen. Das war um 4 Uhr morgens. Dann begann unsere zehntägige Landreise, die an Strapazen ihresgleichen sucht.

Es regnete stark, was für uns schon insofern ungünstig war, daß wir keine trockenen Sachen mehr hatten. Fußkranke gab es allerdings schon nach den ersten zwei Stunden, denn das Laufen waren die meisten nicht gewöhnt. Um 2 Uhr nachmittags kamen wir in eine kleine Stadt, wo wir vom chinesischen Militär festgehalten wurden. In einem großen Tempel hatten uns die Soldaten ein Lager bereitet. Todmüde sanken wir hin, denn wir hatten zwei Tage und zwei Nächte nicht geschlafen. Wenige Minuten später hörte man nur noch das Schnarchen der erschöpften Mannschaften. Am nächsten Morgen um sechs Uhr brachten uns chinesische Soldaten in Körben heißes Brot und für jeden Mann 5 gekochte Eier. Zu trinken gab es nur heißes Wasser; der Chinese trinkt nämlich nie kaltes Wasser. Nach dem Essen legten wir uns wieder hin und schliefen bis zum nächsten Morgen, einem Montag. Am Dienstag sollten wir weiter, doch erst am Mittwoch verließen wir die Stadt. Begleitet wurden wir von chinesischen Soldaten und einem Dolmetscher. In irgend einem Dorfe wurde Station gemacht und Nachtlager gehalten. Zu essen bekamen wir nur immer Brot und Eier.

Wanderschaft durch China.

Eines Tages mußten wir durch einen ziemlich tiefen Fluß. Als gute Wasser-Soldaten durchschwammen wir ihn nach einem wohltuenden Bad in den kühlen Fluten. Auf Befehl des Kommandanten wurde das Unterzeug gewaschen und zum Trocknen über die Schulter gehängt. Nach einem guten Nachtquartier marschierten wir am Donnerstag weiter. Wir kamen an verschiedene kleinere Flüsse, durchwateten sie aber ohne Schwierigkeiten. Mit der Zeit stellten sich aber Krankheiten aller Art ein. Zumeist gab es Fußkranke, aber zwei unserer Kameraden erkrankten an der Ruhr und wir mußten zwei Karren mieten, um sie weiter zu schaffen. Nicht wenig erstaunt waren wir, als unser Führer am nächsten Morgen sechzig Hühner angeschleppt brachte. Im Nu waren sie gerupft und in etwa einer Stunde setzte uns unser Koch die schönste Mahlzeit von Huhn mit Reis vor.

Die meisten von uns hatten sich Strohschuhe angeschafft, weil unsere Füße angeschwollen und voller Blasen waren. Wenn es wenigstens halbwegs gute Straßen gegeben hätte, aber immer im Morast und im Gänsemarsch ging es weiter. Am Sonnabend erreichten wir eine Garnison, wo wir von Soldaten und Chinesen aus vornehmem Stande bewirtet wurden. An der Stadtmauer empfingen uns die Behörden und der deutsche Missionar, der alles für unsere Ankunft vorbereitet hatte. Die Kranken kamen sofort in das Krankenhaus und unser Sanitätsunteroffizier konnte sein Verbandszeug wieder erneuern. Viele von uns hatten große Geschwüre am Körper und wir sahen uns gezwungen, während des Sonntags Rast zu halten. Am Sonntag badeten wir uns wieder nach langer Zeit und nahmen von dem Missionar neue Strohschuhe und etwas Unterzeug entgegen. Alle fühlten sich wohler und nur ein Umstand bedrückte uns: daß es noch drei Tage bis zur nächsten Bahnstation war. Am Montag ging die Wanderschaft weiter. Der Missionar begleitete uns.

Am 27. Oktober erreichten wir endlich unser letztes Nachtquartier. Es war ein Erzbergwerk das einem reichen Chinesen gehörte. Er hat fast ausschließlich deutsche Ingenieure, Baumeister und Beamte angestellt. Unsere Landsleute empfingen uns mit lautem Hurrah und geleiteten uns dann auch nach dem nahen Bahnhof. Da rissen wir aber Mund und Auge auf. Alle Herrlichkeiten, die ein Seemannsherz erfreuen, waren da aufgestellt. Da hatten wir Lagerbier und Zigarren, Schinken und Käse, Wurst und Tabak, kalten Braten usw. Wir brauchten nur zuzugreifen, und das taten wir auch redlich. Auf Befehl unseres Kommandanten sangen wir zuerst Deutschland, Deutschland, über alles und ließen es uns dann mit unseren Gastgebern gut gehen. Auf Veranlassung des Bergwerkbesitzers wurden wir in Privatwagen der Eisenbahn gesetzt und abends gegen 9 Uhr verließen wir unter brausendem Hurrah den fraglichen Ort. Wir fuhren direkt nach Nanking, wo sich der deutsche Konsul und die chinesische Regierung unserer annahmen.

Hier sitzen wir nun fest und bleiben hier interniert bis zur Beendigung des Krieges. Am liebsten möchten wir freilich nach Hause, um mitzukämpfen. Die Chinesen bewirten uns in der höflichsten Weise. Wir sind alle zusammen 4 Offizeire und 57 Mann, die in zwei Gebäuden untergebracht sind, je zwei Mann auf einer Stube. Es sind die reinsten Musterstuben, so rein und sauber und schön. Wir haben hier Dienst, und zwar ist unser Stundenplan ungefähr: um 6:30 Uhr morgens Wecken, 7:30 Uhr Frühstück, von 9 bis 10 Uhr Turnen, dann Exerzieren und hierauf Unterricht. Wir haben auch Sing- und Musikstunden und nachmittags zumeist frei. Schlecht geht es uns also gerade nicht."

Paul Ziegler.

Am Dunajec in Galizien

Von Georg Bittner,
Kriegsberichterstatter des „Neuen Wiener Journals".

Es gibt eine galizische Eisenbahnstation mit einem wunderschönen italienisch klingenden Namen. Bis dahin können Automobile fahren. Weiter geht's dann im Wagen, aber auch nur, wenn man viel Glück hat. Sonst bleibt das Fuhrwerk in der Straße stecken, wie festgemauert.

Drinnen im Walde hauft das Kommando der deutschen Truppen, die vorne am Dunajec kämpfen. Wenn einer der Herren, und ich vermute das von mehreren unter ihnen, auch schriftstellerisch tätig ist, erscheint sicherlich später einmal ein Buch: „Eine Robinsonade aus Galizien. Geschrieben für die deutsche Jugend." Es ist ganz still und einsam zu diesem weltabgeschiedenen Wald. Ueber die Straße, die hindurchführt, haben die deutschen Pioniere eine Brücke geschlagen; denn sie ist für Fußgänger kaum überschreitbar und die Offiziere, welche die Hütten dies- und jenseits bewohnen, wollen einander doch ab und zu einen Besuch abstatten. Ein paar winzige Häuser sind zwischen den Bäumen verstreut. Sie wurden durch Blockhütten aus rohbehauenen Stämmen vergrößert. Vor der größten dieser Robinsonshütten geht der Posten mit der Pickelhaube auf dem Kopf und dem Gewehr unterm Arm auf und ab. Hier arbeitet das Kommando.

Eine Charakteristik des deutschen Offiziers

Die deutschen Offiziere sind ganz anders als die Schablone, die wir uns von ihnen zurechtgelegt haben. Keine Spur dieser kurz angebundenen Strammheit, die wir für das wichtigste Merkmal des preußischen Offiziers halten. Der Generalleutnant Excellenz v. Besser ist ein sehr ruhiger, vornehmer älterer Herr; spricht nicht viel, müßte am Burgtheater durch Herrn Paulsen dargestellt werden. Das Moment der Bewegung vertritt der Generalstabschef Major von Fleischhauer. Spricht sehr rasch, ganz kurz, und abrupt. „Wenn Se woll'n, könn' Se zum Abendbrot dableib'n. Viel jibbt's nich. Aber 'ne Stulle und en Happen Käse is immer da." Dabei haben die Herren erwiesenermaßen und erfahrungsgemäß Wein- und Likörvorräte, um die jedes gute Restaurant sie beneiden könnte. Der Major gehört zu den Männern, die man sicherlich auf jeden Posten stellen dürfte. Wenn er nicht zufällig preußischer Generalstabsoffizier wäre, könnte er ebensogut Fabrikant sein oder eine Zeitung herausgeben. Aus diesen kleinen Augen, die in einem schmalen, scharfgeschnittenen Gesicht sitzen, blitzt die ganze schlaue Klugheit, ohne die der Weltmensch von heute nicht durchkommt. Der Major erzählt die Geschichte seiner Gruppe — ich will später einmal versuchen, sie nachzuerzählen — und es wird ein Meisterwerk der Erzählerkunst daraus. Besonders, wenn man merkt wie er Unwesentliches geschickt in den Vordergrund rückt, wenn es ihm gefällt, anderes mit geübter, sicherer Hand verschleiert und das Ganze abwechslungsreich gestaltet, indem er hat die deutsche Fanfare bläst („Die deutsche Infanterie ist in der Front unanreifbar!"), dann wieder so nebenbei eine witzige Anekdote einstreut. Dies ist der vollendete moderne Typus des Tatmenschen in Uniform. Diese Spannkraft aller Sinne, die alles sofort erfaßt, alles sofort durchsetzt, modelt den Menschen heutzutage ja meist zum Finanz- oder Industriemagnaten. In Kriegszeiten sind solche Naturen im Felde unschätzbar. Auch an den andern preußischen Offizieren fällt es auf, daß sie sich in der Welt vorzüglich auskennen. Keiner von ihnen betrachtet irgendetwas von oben herab, nirgends sind ihre Anschauungen vom Militärischen befangen, aber alle Erfahrungen wissen sie militärisch zu nutzen. Ein ganz kleines Beispiel: ihnen allen sind die Namen der österreichischen und auch die komplizierten Namen der ungarischen Blätter geläufig und die Haltung eines jeden ist ihnen bekannt. Eigenen Verdiensten gegenüber kennen sie keine überflüssige Bescheidenheit. Fremde Verdienste anerkennen sie schrankenlos. Einzelne unter ihnen haben schon in Frankreich gekämpft, würden gerne dorthin zurückkehren, denn sie scheuen sich nicht einzugestehen, daß der Krieg dort leichter ist als jener, den unsre Truppen in Galizien kämpfen.

In der Abenddämmerung müssen wir aus dem preußisch-galizischen Blockhaus wieder aufbrechen. Das Tageslicht ist dem Plane, den wir heute noch durchführen wollen, feind.

In nächster Nähe die Russen

Eine Weile vermögen die Wagen den zähen Schlamm der Straße zu durchpflügen. Dann müssen wir sie zurücklassen. Durch den Wald glüht das Rot von Lagerfeuern. Landsturmmänner haben dort Erdhütten gebaut. Drinnen brennt ein Feuer von nassem Holz; die Hütte ist erfüllt von beißendem Rauch aber es ist warm hier. Mehr wollen die Leute nicht. Im Freien darf kein Feuer angezündet werden. Der Schein könnte bis zu den Russen hinüberdringen. Ein Hagel von Artilleriegeschossen wäre die Folge. Wir müssen darum im Weitermarsch auch unsere elektrischen Taschenlampen verlöschen, uns im Finstern durch den Wald vorwärtstappen. Ein Generalstabshauptmann des Korpskommandos führt uns.

„Halt! Wer da!"

„Generalstabshauptmann M."

„Vor! Losung!"

„Zwieback!"

„Passiert!"

Dieses kurze Zwiegespräch wiederholt sich alle fünfzig Schritte weit. Der Wald ist mit Wachposten besät.

Wir gehen über eine Waldblöße. Falls ein russischer Scheinwerfer herüberleuchten sollte, haben wir uns sofort flach auf den Boden zu legen. Bei der Art, wie dieser Krieg geführt wird, ist es das Wichtigste, sich dem Gegner durch keine Bewegung, durch kein Zeichen des Lebens zu verraten. Aus winzigsten Anzeichen errät einer über den andern, was es nur zu erraten gibt. Solche Anzeichen zu vermeiden, ist ein Grundgesetz des Krieges.

Der Weg führt wieder durch den Wald. Rechts loht dunkelrot ein Haus, das die Russen in Brand geschossen haben. Vorne ein unterdrückter Fluch. Auf dem Wege stehen Geschütze, so gut maskiert, daß einer an eine Lafette angerannt ist.

Die Dunkelheit als sicherstes Versteck

Ein Dorf, das verlassen und menschenleer scheint. Der Leiter unserer Berichterstattergruppe, Hauptmann Sobicla, soll sich hier beim Brigadekommando melden, aber in keinem der Häuser verrät sich einer Spur des Lebens. Vor einem steht ein Posten. Er zeigt uns den Hauseingang. Alle Fenster des Hauses sind so dicht verhängt, daß auch nicht ein Schimmer auf die Straße hinausdringt. Die Haustür darf nicht geöffnet werden, denn es würde ein Lichtstrahl auf die Dorfstraße hinausdringen, und ein paar tausend Schritte von hier stehen die Russen. Der Lichtstrahl würde sie belehren, daß hier eine größere Truppenansammlung ist, und alles wäre verloren.

Tief gebückt kriechen wir rückwärts ins Haus hinein, durch eine Maueröffnung, durch die sonst das Holz eingelagert wird. Im Holzschuppen steht ein Tisch, darauf ein Telephonapparat. Drei Telephon-Unteroffiziere sitzen rundherum, haben Hörrohr und Sprechmuschel an den Kopf geschnallt, empfangen vom höheren Kommando die Befehle und geben die Befehle des Brigadiers an die Truppen hinaus. Am Holzverschlag des Loches, durch das man hereinkriecht, steht ein Infanterist, der nur darauf zu achten hat, daß das Türchen nie offen bleibt, daß nie mehr Licht ins Freie hinausdringt als unbedingt nötig ist. Daneben wärmt ein Soldat über einer Kerze eine Goulaschkonserve zum Nachtmahl. Eine Tür, die noch immer so schmal und niedrig ist, daß ich oben mit dem Kopf anstoße und rechts und links mit dem Karabiner hängen bleibe, den ich über den Rücken geschnallt habe, führt in die inneren Gemächer. Erst eine Küche, in der es ein wenig dunstig ist. Hier wird Wäsche getrocknet. Nebenan ist das Zimmer des Brigadiers. Als Generalmajor Ritter v. Nziha noch Oberst des Generalstabes und Chef des Eisenbahnbureaus im Kriegsministerium in Wien war, haben wir miteinander manche winterliche Bergtour gemacht. Nun will es der überraschendste Zufall, daß wir uns hier unter wenig gewöhnlichen Umständen wieder treffen. Zufällig ist noch ein Dritter da, der derselben Skifahrergemeinde angehört, wie der General und ich, Leutnant der Reserve des 2. Dragonerregiments Dr. Haas aus Wien, der dem General als Ordonnanzoffizier zugeteilt ist. Das Zimmer hat einen Ofen, einen Tisch, auf dem die Petroleumlampe steht und die Karten liegen, zwei Bettstellen mit wenig Stroh darauf und ein paar wackelige Sessel. Ueber die Lampe ist ein Pappendeckelschirm gestülpt, das Fenster ist außerdem dicht verhängt. Auf einem der Betten steht der Telephonapparat. „Höchster Komfort", meint der General. Telephon beim Bett." Das ganze Brigadekommando hat gewissermaßen Stationsarrest. Bei Tage darf niemand vors Haus treten, aus dem Schornstein darf kein Rauch dringen. Die Stärke unserer Stellung besteht darin, daß die Russen sie nicht ahnen, obwohl sie sie vor der Nase haben. Wenn der General, so lange die Sonne scheint, auf die Straße hinausginge, müßten ihn die Russen sofort sehen, sie wüßten auf der Stelle, daß in diesem Dorfe, das ihnen jetzt gleichgültig ist, ein höheres Kommando untergebracht ist, und würden nicht nur den Ort unter Granaten- und Schrapnellfeuer nehmen, sondern auch eine Kette von Schlüssen über die Truppenstellungen ziehen können.

In der heutigen Nacht heißt es besonders vorsichtig sein, denn sie ist still und sternenklar. Nur von weit her, aus dem Kampfgebiet der Nida, dröhnen die Geschütze herüber. Lautlos, einer hinter dem anderen, wie die Indianer auf dem Kriegspfad, wandern wir durch die Nacht weiter. Dorfstraße auf — Dorfstraße ab. Nichts rührt sich. Aber aus der Ritze eines Fensters stiehlt sich mitunter ein Lichtschimmer. Das Auge fängt ihn dankbar auf, er läßt in dieser Einsamkeit doch Leben ahnen.

Ein Bund, der in Not und Tod tausendfach besiegelt ist.

Im Hofe eines Hauses drängen sich Soldaten. Eine Feldküche ist von weiter rückwärts hierher gefahren, hat das Feuer gelöscht und nun wird die Menage ausgeteilt. Ein Feldjägerbataillon liegt hier in Reserve. Sein Kommandant, Major Walter, und Hauptmann Mikrons empfangen uns in der Stube des Hauses mit herzlicher Freundlichkeit. Der Major trägt das Eiserne Kreuz auf der Brust. Vorne liegen neben seinen Soldaten die preußischen Reservemänner, und dieser gemeinsame Kampf ist längst nicht mehr ein zufälliges Nebeneinander. Der Bund ist auch hier tausendfach in Not und Tod besiegelt worden.

An einem Waldrand kämpften die Jäger einmal schwer gegen die Russen. Es ist pechschwarze Nacht und sie sind in Gefahr, umgegangen zu werden. Am gefährdeten Flügel geschieht plötzlich etwas, das sich keiner, nicht Mann noch Offizier erklären kann. Eine Menschenmasse springt dort vor. Man weiß nicht, ob es Freund ist oder Feind. Männer stoßen aufeinander, aber kein Schuß fällt. Nur ein Jammern, ein Heulen wie von gequälten Tieren, unartikuliertes Hilferufen, erstickter Todesröcheln, ein Krachen, Schleifen und Spitzen hebt dort an. Die Jäger wissen noch immer nicht, was eigentlich vorgeht. Sie fühlen nur das Grauen des Ungewissen, aber gleichzeitig auch, daß sie Luft bekommen und daß der Feind vor ihnen weicht. Mit Morgengrauen wird alles untersucht, wie es gewesen war. Es waren im rechten Moment die Preußen eingesprungen. Und diese Landwehrmänner, die alle noch vor ein paar Wochen ruhig ihrem bürgerlichen Beruf nachgegangen waren, hatten sich ohne Ruf und ohne Schuß, mit Bajonetten und Kolben auf die Russen geworfen und in wort- und atemlosem Kampf einen Russen nach dem andern erstochen und erschlagen. Am Morgen sah es furchtbar aus.

Jetzt klopft es an die Tür und der preußische Posten kommt in die Stube herein: „Die Herren mögen vielleicht das Fenster besser verhängen. Man sieht draußen auf der Straße das Licht."

Reserveoffiziere in die entstandenen Lücken

Allmählich füllt sich das Zimmer. Erst kommt ein preußischer Hauptmann, der Kommandant des Bataillons, das im Dorfe liegt, mit ihm sein Adjutant, ein Leutnant, der fast undimensional ist, unglaublich schlank und lang, schier ohne Ende. Allmählich kommt die Jugend des Jägerbataillons, Leutnants, Fähnriche und Kadetten, lauter Reservisten, lauter Blonde, starke, junge Männer aus Wien, aus Steiermark und Tirol, und alle so voll Uebermut, als wären sie auf ihren Studentenbuden und als wären die Tapferkeits-Medaillen, die die meisten von ihnen auf der Brust tragen, nur für große Sauze verliehen worden. Von zweiunddreißig Offizieren, die im August mit der Truppe auszogen, sind wenige da. Alle Lücken mußten mit Reserveoffizieren ausgefüllt werden. „Wenn wir sie nicht hätten, könnten wir überhaupt zusperren," sagt einer von den aktiven Herren. Stundenlang erzählen die Offiziere uns von ihren Kämpfen. Zu essen gibts dabei nicht viel. Eine Schnitte Salami und ein Stück Kommißbrot. Man muß haushalten, wenn jeder Gang über die Straße den Tod bringen kann. In einer Ecke sitzt ein Grazer Reservefähnrich und bläst auf einer Harmonika. Drei, vier stehen um ihn herum und singen erst leise mit, dann jodeln sie, wie nur Steirer jodeln.

Das bringt den Hauptmann daraus, uns zu erzählen, wie die Deutschen und Oesterreicher ein paar hundert Schritte vor den russischen Schützengräben die Neujahrsnacht feierten. Instament stellten sich die ganzen Schwarmlinien auf die Wälle der Schützengräben und sangen erst „Gott erhalte" und dann „Es brauft ein Ruf wie Donnerhall" und dann wurde gejodelt und gejuchzt ohne Ende. Heute ist russische Neujahrsnacht. Hier drüben rührt sich nichts.

Bekanntlich gründen vier Deutsche, wenn sie zusammenkommen, sofort einen Gesangverein. Hier sind über vierzig Deutsche in der Stube, und sie haben auch schon einen Gesangverein. Der Jägerhauptmann singt Tenor, drei von den Reserveoffizieren vollenden das Quartett. Sie beginnen mit einem „Sturmlied 1914", das nach der Melodie der „Wacht am Rhein" gesungen wird. Alte und neue Kriegslieder folgen.

Musik durch das Feldtelephon.

Aber es wird Zeit, aufzubrechen, wenn wir noch in die Schußlinien der Deutschen und noch vor Tagesanbruch aus dem Feuerbereich der Russen heraus wollen. Im letzten Augenblick springt noch Hauptmann Mikrons aus der Küche, in der das Telephon untergebracht ist, auf mich los, zieht mich an den Apparat und gibt mir ein Hörrohr. Musik. Leises Singen und die Begleitung einer Mundharmonika. Der Apparat ist mit der Telephonstation einer Batterie verbunden, und die Artilleristen vertreiben sich die Zeit mit Liedern aus der Heimat.

Der lange preußische Leutnant übernimmt unsere Führung. Zwei von den Reserveoffizieren der Jäger haben sich uns angeschlossen. Es geht aus dem Dorf hinaus, zuerst querfeldein, auf grundlosen Wegen, dann auf eine langgerade Landstraße, die durch die Felder direkt zu den Stellungen der Russen führt. Es darf nicht mehr laut gesprochen werden. Niemand darf rauchen, weil auch das Zünftchen uns verraten könnte. Wir haben jetzt Russen vor uns, im Osten. Von dort her sucht das Licht eines Scheinwerfers die Gegend ab. Wir erhalten den Auftrag, sofort in die nächste Deckung zu springen, wenn der Lichtstrahl uns treffen sollte. Immer wieder aber schlägt uns der Wald vor den Strahlen, die scharfe Abschnitte der Gegend in ein wild grelles Licht tauchen.

Halt vor einem Hause in der Nähe des Bahndammes, der nach Osten läuft. Das Haus ist von Granaten durchlöchert. Der preußische Leutnant, der die Truppen in diesem Abschnitt kommandiert,

Musik-Konservatorium

unter bester, kunstreicher Leitung.

269 Selkirk Ave. Winnipeg

Unterricht erteilt in Violine, Klavier und anderen Instrumenten.

Wir heben besonders hervor, daß für die Provinz eine spezielle Korrespondenzschule arrangiert wurde, so daß jeder ohne große Auslagen in seinem eigenen Orte nach jeder und leichterer Methode den besten Musikunterricht erhalten kann. Erfolg garantiert.

Bei Anfragen 2c Briefmarke erbeten.

Musik-Konservatorium

269 Selkirk Ave. Winnipeg, Man.

An die Farmer Saskatchewans!

Verkauft nicht Euren Zuchtbestand an Vieh

Geldknappheit und Kriegspreise für Getreide oder Mangel an Futter haben viele Farmer in allen Teilen Nordamerikas veranlaßt, ihr Vieh zu verkaufen, und das gewaltig starke Angebot hat augenblicklich die Viehpreise heruntergedrückt.

Da der Preis für Vieh geringer ist und die Getreidepreise höher, sind viele Farmer zu der Ansicht gekommen, daß es sich nicht lohnt, Vieh zufüttern, und haben somit nicht-ausgewachsene Tiere in gewaltigen Mengen auf den Markt geworfen und zu Schleuderpreisen verkauft.

Jetzige niedrige Preise für Vieh können nicht lange anhalten

Ohne Zweifel wird der Krieg eine große Verminderung des Bestandes an Vieh auf dem europäischen Kontinent verursachen, und deshalb wird am Ende des Krieges eine große Nachfrage nach Zuchtvieh entstehen.

Die Verluste infolge von Maul- und Klauenseuche, die in den Vereinigten Staaten herrscht, in enorm groß.

Zu den obigen Erwägungen kommt die Tatsache, daß große Mengen Zuchtvieh an Fleischversandhäuser verkauft wurden, und somit wird ersichtlich sein, daß es außer Frage steht, daß ein bedenklicher Mangel an allen Sorten Vieh in nächster Zeit entstehen wird.

Mangel an Zuchtvieh herrscht in der ganzen Welt

und der Farmer, der sich jetzt seines Viehes entledigt, wird wahrscheinlich für einen neuen Anfang schwer bezahlen müssen.

Wenn dagegen der Krieg vorüber ist und die Getreidepreise werden wieder normal, dann sollten die Viehpreise gut sein, und **diejenigen Farmer, welche ihr Vieh gehalten haben, sollten reichen Gewinn einheimsen.**

Bedauerlich ist es, wenn nicht-ausgewachsenes Vieh, wenn es sich vermeiden läßt, auf den Markt gebracht wird, da es einen sündhaft niedrigen Preis bringt. Selbst wenn das Vieh mit teurem Getreide gefüttert wird, sollte man keinen Verlust haben, sobald die Viehpreise sich wieder erholen, genau so, als wenn die Flut der Ablieferungen aufhört. Und das muß in Kürze eintreten.

Schafe sind die besten Unkrautvernichter

Große Länderstrecken dieser Provinz Agnen sich zur Schafzucht, und die Zeit ist für die Entwicklung dieser Industrie günstig. Eine Farm-Herde, die nicht hundert Prozent einbringt, muß man als armselig bezeichnen.

Schafe bringen einen doppelten Gewinn, nämlich Fleisch und Wolle. Es ist nicht kostspielig, sie zu füttern, und sie sind leicht zu handhaben.

Und in großem Maße bezahlen sie für sich selbst, indem sie Unkraut vernichten und den Boden reicher machen und verbessern.

Kauft den Grundstock zu einer Herde, solange es noch gute Zuchtschafe gibt.

Setzt nicht alles auf eine Karte

Kein ackerbautreibendes Land hat sich anhaltender Prosperität erfreut, wenn es sich nicht auch der Viehzucht gewidmet hat.

Verderben bringend wird es am Ende sein, wenn man die Viehzucht aufgibt, nur weil die Getreidepreise zeitweise hoch sind.

Wenn die meisten Farmer in ganz Amerika auf den Getreidebau stürzen, wird der kluge Farmer ein paar Jahre in die Zukunft sehen.

Department of Agriculture, Regina

Februar 1915.

Um sicher zu sein, daß Ihr Backpulver keinen Alaun enthält, achten Sie darauf, daß alle Bestandteile deutlich aufgedruckt sind, u. daß Alum, oder Sulphate of Alumina, oder Sodic Aluminic Sulphate nicht vorkommen. Die Worte „Kein Alaun," ohne Angabe der Bestandteile, genügt nicht. Magic Backpulver kostet nicht mehr als die gewöhnlichen Sorten. Es ist rationell, Büchsen von einem Pfund zu kaufen.

E. W. GILLETT COMPANY LIMITED

WINNIPEG TORONTO, ONT. MONTREAL